

Ivan Sergejevich Turgenjev



Sonderlinge

Sonderlinge.¹

von
Iwan S. Turgenew.

Deutsch
von
Wilhelm Lange.

Vom
Fels zum Meer.

Verlag v. W. Spemann
Erster Band
Oktober 1881 bis März 1882.

Inhaltsverzeichnis

Sonderlinge.

I. Telegin.

II. Melanie Pawlowna.

III. Iwan Suchich.

Anmerkungen

I.

Telegin.

Etwa vierzig Werst von unserm Gute lebte — es sind jetzt viele Jahre seitdem verflossen — auf seinem Erbsitz Suchodol ein entfernter Verwandter meiner Mutter, ein ehemaliger Gardesergeant und ziemlich reicher Gutsbesitzer, namens Alexis Sergeitsch Telegin.

Nie fuhr er aus, und so ließ er sich auch bei uns niemals sehen. Aber zweimal jährlich wurde ich zu ihm geschickt, um ihm meinen Besuch zu machen, in der ersten Zeit in Begleitung meines Hauslehrers, später jedoch allein. Er empfing mich immer sehr herzlich, und in der Regel brachte ich drei oder gar vier Tage in seinem Hause zu.

Ich habe ihn nur als alten Mann gekannt: bei meinem ersten Besuch zählte ich, wenn ich mich recht erinnere, zwölf und er volle siebzig Jahre. Er war im letzten Jahre der Regierung der Kaiserin Elisabeth geboren.

Er lebte ganz allein mit seiner Frau Melanie Pawlowna, die zehn Jahre jünger war als er. Aus ihrer Ehe waren zwei Töchter hervorgegangen. Aber sie waren schon lange verheiratet und kamen nur selten nach Tuchodol zu Besuch; zwischen ihnen und ihren Eltern

war, wie man zu sagen pflegt, »die schwarze Katze hindurch gelaufen«, und Telegin erwähnte ihrer fast niemals.

Es ist mir, als sah' ich's noch heute, dieses alte Haus, diesen ächten Landsitz eines Steppenedelmanns. Es bestand nur aus einem Stock, hatte einen ungeheuren Turm, und war zu Beginn unseres Jahrhunderts aus jenen wunderbar dicken Fichtenstämmen erbaut, die man aus den Wäldern von Schisdra holte — Wälder, von denen jetzt auch nicht eine Spur mehr vorhanden ist. Das Haus war sehr geräumig und enthielt eine große Menge Zimmer, die freilich weder sehr hoch noch sehr hell waren: der Wärme wegen hatte man die Mauern nur mit ganz kleinen Fensteröffnungen versehen. Nach der Gewohnheit jener Zeit standen die Hütten der im Hofdienst verwendeten Leibeigenen rings um das Herrenhaus, zu welchem ein Garten von zwar geringer Ausdehnung, aber voll schöner Obstbäume gehörte, welche durchsichtige Aepfel und kernlose Birnen gewährten.

Zehn Werst im Umkreise dehnte sich die gleichförmige Steppe ans mit ihrem fruchtbaren schwarzen Boden, aus welchem kein einziger hoher Gegenstand das Auge fesselte: nirgend ein Kirchturm oder auch nur ein Baum; kaum daß da und dort in der Ferne sich eine Windmühle mit durchlöcherten Flügeln erhob — das war Suchodol!

Sämtliche Zimmer des Hauses waren mit

gewöhnlichen, auf dem Laude angefertigten Möbeln angefüllt. Vor dem Saal, in der Nähe des Fensters bemerkte man einen ziemlich seltsamen Gegenstand — einen Werstpfehl mit folgender Inschrift:

»Gehst du achtundsechzig Mal um diesen Saal, so hast du eine Werst zurückgelegt: gehst du siebenundachtzig Mal von dem entferntesten Winkel des Wohnzimmers nach der rechten Ecke des Billards, so hast du eine Werst zurückgelegt« u. s. w.

Was einem jedoch am meisten auffiel, wenn man das Haus zum erstenmale betrat, das war die erstaunliche Menge Gemälde, welche an den Wänden hingen: zum größten Teil Werke von sogenannten italienischen Meistern — Landschaften, mythologische oder religiöse Sujets.

Aber da all diese Gemälde stark verräuchert, ja sogar beschädigt waren, so fand das Auge nur hie und da auf einem unsichtbaren Rumpfe einen fleischfarbenen Flecken oder eine rote Draperie mit wehenden Falten, oder eine gleichsam in der Luft schwebende Brückenwölbung, oder einen zerzausten Baum mit blauen Blättern, oder eine gewaltige Nymphenbrust, welche dem Deckel einer Suppenschüssel glich, oder eine entzwei geschnittene Melone mit schwarzen Körnern, oder über einem Pferdekopfe einen befiederten Turban — oder endlich das riesige zimtfarbige Bein irgend eines Apostels mit dicker Wade und emporgestreckten Zehen.

An dem Ehrenplatze im Wohnzimmer hing das lebensgroße Bild der Kaiserin Katharina II. — eine Kopie des bekannten Gemäldes von Lampi —, für den Hausherrn der Gegenstand einer besonderen Verehrung, ja ich möchte sagen: einer wahren Anbetung.

An der Decke hingen in Bronze eingefasste, ganz kleine und sehr bestaubte Kronleuchter aus Kristall. . . .

Telegin war ein stämmiger, rundlicher, kleiner Greis mit bleichem aufgedunsenem aber angenehmem Gesichte, dünnen Lippen und hohen Brauen, unter welchen sehr lebhaft kleine Augen blitzten. Er trug das bereits dünn gewordene Haar zurückgestrichen: hatte er doch erst im Jahr 1812 dem Puder entsagt. Sein unveränderliches Kostüm bestand aus einem grauen Ueberrock mit drei auf die Schultern fallenden Kragen, einer gestreiften Weste, faserig gewordenen Kniehosen und dunkelroten Saffianstiefeln mit herzförmigen Ausschnitten und Quasten oben am Schaft. Er trug ein Halstuch aus weißem Nessel, einen Busenstreif, Manschetten und in jeder Westentasche eine goldene »Zwiebel« (Taschenuhr) von englischem Fabrikate.

Gewöhnlich hatte er in der rechten Hand eine emaillierte, mit spanischem Tabake gefüllte Tabatiere, während die linke sich auf einen Stock stützte, dessen silberner Griff in Folge des langen Gebrauchs ganz glatt und glänzend geworden war.

Telegin hatte eine näselnde, kreischende Stimme. Beständig lächelte er freundlich-wohlwollend, aber doch ein wenig von oben herab und mit einem Anflug von Wichtigkeit. Da er die alten Gewohnheiten aus der Zeit Katharinas bewahrt hatte, so war er im höchsten Grade höflich und liebenswürdig, mit gemessenen, abgerundeten Gesten. Die Schwäche seiner Beine machte ihm das Gehen fast unmöglich; er konnte seinen Sessel nur verlassen, um sich mit kleinen eiligen Schritten zum nächsten Sessel zu begeben, auf welchen er sich plötzlich niedersetzte — oder vielmehr fiel — weich, wie ein Kissen.

Wie bereits erwähnt, fuhr Telegin niemals aus und verkehrte sehr wenig mit seinen Nachbarn, obgleich er Gesellschaft liebte — war ihm doch sogar ein gewisser Grad von Schwatzhaftigkeit eigen! Allerdings fehlte es ihm nie an Gesellschaft: unter seinem Dache hauste nämlich eine ziemlich große Anzahl armer Krautjunker, deren Wämser und Röcke oft aus seinem Kleiderschrank stammten, während das andre Ende des Hauses einer Abteilung armer Edelfrauen als Zufluchtsstätte diente. Niemals hatte Telegin weniger als fünfzehn Personen an seinem Tische . . . So gastfreundlich war er!

Unter all diesen Schmarotzern fielen mir zwei besonders auf: ein Zwerg mit dem Spitznamen »Janus« oder »Doppelgesicht«, von dänischer oder gar — wie gewisse Leute behaupteten — jüdischer Herkunft, und

ein Narr, der Fürst L.

Ganz entgegen der Sitte jener Zeit wurde dieser Zwerg von der Herrschaft durchaus nicht als Gegenstand der Belustigung betrachtet; auch erinnerte nichts an ihm an den Spaßmacher; im Gegenteil: immer schweigsam und eine beleidigte und wilde Miene zur Schau tragend, runzelte er die Stirn und knirschte mit den Zähnen, sobald man nur eine Frage an ihn richtete. Auch wurde er von Telegin »der Philosoph« genannt; ja dieser hegte sogar eine gewisse Hochachtung für ihn: sobald bei Tische die Gäste und Besucher bedient worden, ward ihm immer zuerst die Schüssel gereicht.

»Gott hat ihn heimgesucht,« pflegte Telegin zu sagen; »das ist sein göttlicher Wille: aber mir, der niedrigen Kreatur, kommt es nicht zu, ihm wehe zu thun« . . .

Mich konnte Janus nicht ausstehen. Wenn ich ihm nur nahe kam, ward er gleich zornig und brummte mit heiserer Stimme: »lassen Sie mich in Ruhe, Sie Eindringling!«)

»Woran merken Sie, daß er ein Philosoph ist?« fragte ich Telegin eines Tages.

»Was, der kein Philosoph! Aber, kleines Bürschchen, sieh doch mir, wie er zu schweigen versteht!«

»Und warum nennt Ihr ihn Doppelgesicht'«

»Aus folgendem Grunde, kleines Bürschchen: nach außen hin hat er nur ein Gesicht und danach beurteilt Ihr

ihn, Ihr oberflächlichen Leute; aber er hat noch ein zweites, das wahre und dieses verbirgt er. Dieses kenn' nur ich allein, und darum lieb ich ihn . . . denn dieses Gesicht ist ein gutes Gesicht. Du zum Beispiel: Du siehst und siehst doch nichts . . . Aber ich — ohne daß er ein Wort mit mir spricht, weiß ich doch gleich, wenn er mich aus irgend einem Grunde tadelt: denn er ist sehr streng! Und er hat immer Recht! Das kannst du nicht begreifen, mein Junge; aber einem Greise wie mir glaube nur aufs Wort.«

Die wahre Geschichte des Janus Doppelgesicht — woher er stammte und wie er zu Telegin geraten — war niemandem bekannt. Was dagegen den Fürsten L. betraf, so war alle Welt mit seinen Lebensumständen vertraut.

Aus einer reichen und glänzenden Familie hervorgegangen, trat er mit zwanzig Jahren zu Petersburg in ein Garderegiment. An einem Empfangstage bemerkte ihn die Kaiserin Katharina, blieb vor ihm stehen und sagte, indem sie mit dem Fächer auf ihn hindeutete, ganz laut zu einer Person ihres Gefolges:

»Sieh doch, Adam Wassiljewitsch, wie hübsch er ist! Eine wahre Puppe!«

Dem armen Burschen stieg das Blut zu Kopfe; nach Hause zurückgekehrt, befahl er anzuspannen, schmückte sich mit dem Annenorden und ließ sich in der Stadt spazieren fahren, als wäre er in der That ein in hoher

Gunst stehender Mann gewesen.

»Fahre zu,« rief er seinem Kutscher zu, »fahre alle über den Haufen, die mir nicht schleunigst Platz machen!«

Dies Alles wurde sofort der Kaiserin mitgeteilt: sie erteilte den Befehl, ihn für närrisch zu erklären und ihn unter die Vormundschaft seiner beiden Brüder zu stellen, welche ihn ohne alle Umstände fortbringen und auf dem Laude mit Eisen an den Füßen in einen kleinen Verschlag einsperren ließen. Da sie das Vermögen des Unglücklichen sich aneignen wollten, hüteten sie sich wohl, ihn wieder frei zu lassen, als er wieder vernünftig geworden, sondern hielten ihn selbst da noch gefangen, als er von seiner Narrheit in der That vollständig geheilt war.

Aber ihre Bosheit brachte ihnen keinen Nutzen: Der Fürst L. überlebte sie, und nach mancherlei Wechselfällen kam er unter die Obhut Telegins, mit dem er verwandt war. Er war ein dicker Mann mit vollständig kahlem Kopf, langer dünner Nase und blauen hervorstehenden Augen. Das Sprechen hatte er ganz und gar verlernt, — er murmelte nur noch unartikulierte Laute. Dagegen konnte er geradezu wunderbar die alten russischen Volkslieder singen, mit einer Stimme, die trotz seines hohen Alters noch frisch und hell war — und indem er sang, sprach er jedes Wort mit vollendeter Reinheit aus.

Bon Zeit zu Zeit hatte er Wutanfälle, — und dann war er schrecklich: das Gesicht der Wand zugekehrt, setzte er sich in einen Winkel, und dort verordnete er, — ganz in Schweiß gebadet, der kahle Kopf bis in den Nacken vollständig rot — unter boshaftem Gelächter und heftigem Stampfen eine Züchtigung — wahrscheinlich seinen Brüdern:

»Schlag zu!« brüllte er, halb von Lachen erstickt; »drauflosgepeitscht! Kein Erbarmen! Schlag sie, schlag sie, diese Ungeheuer, diese meine Henker! Sehr gut! Sehr gut!«

Am Tage vor seinem Tode setzte er Telegin sehr in Erstaunen und Schrecken. Ganz bleich aber sehr ruhig trat er zu meinem Onkel ins Zimmer, machte ihm eine tiefe Verbeugung, dankte ihm zunächst für das Obdach und den Beistand, die er ihm gewährt, und bat ihn dann, den Geistlichen holen zu lassen; »denn der Tod ist zu mir gekommen; ich habe ihn gesehen, und ich muß allen verzeihen und meine Seele reinigen.«

»Du hast ihn gesehen?« stotterte Telegin, ganz erstaunt, ihn zum erstenmal einen vollständigen Satz sprechen zu hören. »Wie sah er aus? Hatte er eine Sense? Sprich!«

»Nein,« antwortete der Fürst; »es ist ein kleiner ganz einfacher Greis mit einem Wams; aber er hat nur ein Auge, mitten auf der Stirn, und dieses Auge — man sieht

es, daß es ewig ist.«

In der That starb der Fürst am folgenden Tage, bei völlig klarem Verstande und zerknirschten Herzens, nachdem er zuvor alle seine religiösen Pflichten erfüllt und von allen Abschied genommen.

»Auch ich werde so sterben,« sagte Telegin manchmal.

Und wirklich widerfuhr ihm etwas Ähnliches, — doch davon später.

Telegin, sagte ich, unterhielt mit seinen Nachbarn keine Beziehungen; und diese ihrerseits mochten ihn nicht leiden. Sie nannten ihn einen Sonderling, einen stolzen Menschen, einen Spaßvogel, ja sogar einen »Martinisten«² — natürlich ohne die Bedeutung dieses letztern Wortes zu kennen.

In einem gewissen Sinne hatten die Nachbarn recht: während der siebzig Jahre, die Telegin beinahe vollständig auf seinem Gute Suchodol verlebte, hatte er fast niemals etwas mit der Obrigkeit und den Gerichten zu thun gehabt.

»Die Gerichte sind für die Spitzbuben da und das Kommando für die Soldaten«, sagte er: »und ich bin, Gott sei Dank, weder ein Spitzbube noch ein Soldat.«

Ein bißchen Sonderling war er, das läßt sich nicht bestreiten; aber er war durchaus nicht ein Mann von gewöhnlicher Denkungsart.

Niemals habe ich so recht erfahren können, was für

politische Ansichten er hatte — wenn ein so moderner Ausdruck auf ihn angewendet werden darf —, aber in seiner Weise war er ein Aristokrat, weit mehr Aristokrat als »Barin«. Gar oft drückte er sein Bedauern darüber aus, daß Gott ihm keinen Sohn, keinen Erben geschenkt, »um die Ehre des Namens zu bewahren, um die Familie fortzupflanzen«. In seinem Kabinette hatte er in goldenem Rahmen einen sehr dichten Stammbaum der Telegins mit einer Menge apfelförmiger Kreise an der Wand hängen.

»Wir Telegins,« pflegte er zu sagen, »sind ein Geschlecht, das seit unvordenklichen Zeiten existirt. Keinem von uns, so zahlreich wir auch sind, hat man jemals in den Vorzimmern sich herumdrücken sehen, keiner hat seine Beine auf den Treppen der Zaren müde gestanden, keiner hat sich durch Ausübung der Gerechtigkeit³ gemästet, keiner hat einen Orden getragen, zu Moskau gebettelt oder zu Petersburg intrigirt; wir sind in unserm Winkel, aus unserm Flecken Land sitzen geblieben, liebten unser Nest und kümmerten uns um die Wirtschaft — ja, mein Junge, um die Wirtschaft! Auch ich that das, obgleich ich bei der Garde gedient habe — aber Gottlob nur kurze Zeit!«

Für die gute alte Zeit hatte Telegin eine besondere Vorliebe:

»Man lebte damals viel freier und angenehmer — ja auf Ehre! Aber seit dem Jahr eintausendachthundert —

(warum gerade seit diesem Jahr, hat er nie gesagt) — hat die Soldateska die Oberhand gewonnen. Die Herren Militärs haben sich einen Federbusch aus Hahnenschwänzen auf den Kopf gesetzt, und sie selbst gebärden sich wie Hähne; sie pressen derart ihren Hals, daß sie nur noch unter Röcheln zu sprechen vermögen und die Augen ihnen aus dem Kopfe treten . . . Kommt da eines Tags ein Polizeikorporal zu mir und redet mich mit »Euer Wohlgeboren« an — er hatte sich das ersonnen, um mich in Erstaunen zu setzen! . . . Als ob ich selbst nicht wüßte, daß ich wohl geboren bin! Aber ich antwortete ihm: »Mein hochgeehrter Herr, mache mir zunächst das Vergnügen und nimm dir die Spangen da vom Halse. Denn wenn du das Unglück haben solltest, zu niesen — Herr mein Gott, weißt du, was dir dann passiert? Weißt du's? Du wirst platzen wie eine Granate . . . Und über mich wird's dann hergehen!« . . . Und wie sie trinken, diese Herren Militärs — o, o! Ich lasse ihnen immer schäumenden Krätzer vorsetzen, denn Krätzer oder echter Wein — ihnen ist alles gleich: das fließt nur so durch die Gurgel — wie sollten sie da den Unterschied kennen! Und dann haben sie ein neues Zechmittel erfunden — die Pfeife! So ein Herr Soldat thut dieses Zechmittel unter seinen häßlichen Schnurrbart, in seinen häßlichen Mund; er läßt den Dampf durch die Nase, durch den Mund, ja sogar durch die Ohren herauskommen und dünkt sich einen Helden! Na, selbst

meine Schwiegersöhne saugen — obgleich der eine Senator, und der andre so etwas wie Kurator ist — ebenfalls an diesem Ding, dieser Pfeife, und dennoch halten sie sich für vernünftige Menschen!« . . .

Außer seiner Abneigung gegen das Tabakrauchen hatte Telegin noch eine andre Eigenheit: er mochte keine Hunde leiden, namentlich keine kleinen.

»Daß ein Franzose so einen Pudel besitzt,« sagte er, »ist ganz in der Ordnung: Der springt und hüpfet hierhin und dorthin, und sein Hund macht ihm dies Hüpfen und Springen nach, mit dem Schwanz als Federbusch . . . Aber wir Russen, was haben wir mit so einem Tier zu schaffen?« Er war eben sehr empfindlich gegen jede Art von Unsauberkeit.

Von der Kaiserin Katharina sprach er nur mit Begeisterung, in erhabenen, ein wenig an die Büchersprache erinnernden Wendungen:

»Das war ein Halbgott und nicht ein menschlich Wesen. Schau, mein Junge, betrachte mir dieses lächeln,« fügte er hinzu, ehrfurchtsvoll auf Lampis Porträt deutend, »und du wirst mir Recht geben, daß sie ein Halbgott war! Ich habe in meinem Leben einmal das große Glück gehabt, die Ehre zu genießen, dieses Lächeln betrachten zu dürfen, und nimmermehr wird es aus meinem Herzen ausgelöscht werden!«

Und dann begann er aus dem Leben Katharinas

Anekdoten zu erzählen, welche ich anderweitig nie gehört oder gelesen habe. Hier ist eine derselben.

Telegin gestattete nicht, daß man sich auch nur die leiseste Anspielung auf die Schwächen der großen Herrscherin erlaubte.

»Man hat gar nicht das Recht,« behauptete er, »sie wie die übrigen Menschen zu beurteilen! Einst während der Morgentoilette erteilt sie, eingehüllt in ihren Pudermantel, den Befehl, ihr das Haar zu kämmen . . . Und was geschieht? Die Kammerzofe beginnt zu kämmen: von allen Seiten sprühen elektrische Funken! Da läßt die Kaiserin ihren diensthabenden Leibmedikus Rogerson rufen und sagt zu ihm: »Ich weiß, man tadelt mich wegen gewisser Handlungen; aber siehst du diese Elektrizität? . . . Nun wohl, angesichts einer solchen Natur und einer solchen Haut wirst du als Arzt selbst erkennen, daß man mich mit Unrecht tadelt, — man sollte mich zu begreifen suchen!«

Folgender Vorfall war Telegin unauslöschlich in der Erinnerung geblieben:

Als er eines Tages im Innern des Palastes auf Wache stand — er zählte damals erst sechzehn Jahre — geht zufällig die Kaiserin ganz nahe an ihm vorüber: er macht die Honneurs, und »sie« — hier nahm Telegin einen gerührten Ton an — »sie lächelte über meine Jugend und meinen Eifer, geruhte mir ihre Hand zum Kuß zu reichen,

mir die Wange zu klopfen und mich zu fragen, wer ich wäre, woher ich käme und welches meine Familie sei, und dann . . .«

Hier brach dem Greise in der Regel die Stimme.

» . . . und dann befahl sie, meine Mutter von ihr zu grüßen und ihr zu danken, daß sie ihre Kinder so wohl erzogen. Und ob ich während dieses Momentes im Himmel oder auf Erden war, und wie und wohin sie zu verschwinden geruhte: ob sie durch die Lüfte entflog, ob sie in andre Gemächer schritt — das weiß ich bis auf den heutigen Tag noch nicht!«

Ich machte zuweilen den Versuch, ihn über diese schon ferne Zeit und über die Personen aus der Umgebung der Kaiserin auszufragen . . .

Aber in der Regel wich er meiner Frage geschickt aus.

»Wozu von alten Zeiten reden?« sagte er . . . »das führt nur dazu, daß man sich schmerzlichen Gedanken hingibt und sich wieder daran erinnert, daß man einst jung und tapfer war und heute keinen einzigen Zahn mehr im Munde hat. Soviel kann ich dir sagen: es war eine gute Zeit — aber reden wir nicht mehr davon! Was jene Leute betrifft — ich glaube, du willst von den Günstlingen reden, du Taugenichts! . . . Höre:, Hast du bisweilen auf dem Wasser eine Blase beobachtet? So lang sie vorhanden und ganz ist — Welch schöne Farben sieht man darin glänzen! Blau und gelb und rot . . . wie ein

Regenbogen oder Diamant! Aber gar bald platzt die Blase und nicht die geringste Spur bleibt zurück. Nun wohl, solche Blasen waren auch diese Leute.«

»Und Potemkin?« fragte ich einst.

Telegin nahm eine sehr ernste Miene an.

»Gregor Alexandrowitsch Potemtin war ein Staatsmann, ein Theologe, der Zögling Katharinas, — ja ihr Kind, möcht' ich sagen . . . Aber genug davon, du kleines Bürschchen!«

Telegin war sehr gottesfürchtig und besuchte, obgleich es ihm große Muhe machte, regelmäßig die Kirche. Abergläubisch jedoch war er nicht; über den Glauben an Vorbedeutungen, das böse Auge und ähnliche »Ungereimtheiten« machte er sich lustig. Dennoch hatte er nicht gern, daß ein Hase vor ihm über den Weg lief, und die Begegnung eines Popen war ihm höchst unangenehm. Das hinderte ihn übrigens nicht, den Geistlichen eine große Achtung zu erweisen und während des Gottesdienstes trat er heran, um ihren Segen zu empfangen, ja er küßte ihnen sogar jedesmal die Hand: aber er unterhielt sich nicht gern mit ihnen.

»Sie verbreiten einen etwas starten Geruch,« erklärte er; »und ich sündiger Mensch bin zartfühlend geworden, mehr als es eigentlich recht ist. Ihre Haare sind so lang, als wollten sie gar kein Ende nehmen, und dabei ganz mit Oel getränkt; sie kämmen sie nach allen Seiten — sie

bilden sich ein, sie könnten mir dadurch ihre Hochachtung ausdrücken; und während der Unterhaltung stöhnen sie so entsetzlich: geschieht es aus Schüchternheit oder ist es eine neue Manier mir eine Freude zu machen? Und dann erinnern sie mich an meine letzte Stunde. Und so gebrechlich ich bin, ich möchte noch gern am Leben bleiben! Uebrigens, kleines Bürschchen, erzähl' das nicht weiter, respektiere die Geistlichkeit; nur die Dummköpfe respektieren sie nicht; und was mich betrifft — es ist sehr unrecht von mir, in meinem Alter solch albernes Zeug zu reden.«

Wie alle Edelleute jener Zeit hatte er eine sehr mittelmäßige Erziehung genossen; aber bis zu einem gewissen Grade hatte er diesen Mangel durch Lektüre wieder gut gemacht. Uebrigens las er nur russische Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; die neuern Schriftsteller fand er süßlich und ihren Stil schwach . . . Während des Lesens ließ er auf ein rundes Tischchen neben sich eine silberne Kanne mit einem eigentümlichen schäumenden Pfefferminzthee stellen, dessen angenehmer Duft sich durch sämtliche Zimmer verbreitete. Vorn auf die Nase schob er sich eine große runde Brille; aber in der letzten Zeit las er fast gar nicht mehr, sondern beschränkte sich darauf, über die Brille hinweg das Buch träumerisch anzusehen, wobei er die Augenbrauen in die Höhe zog, die Lippen zusammenkniff und von Zeit zu Zeit seufzte. Eines Tages

fand ich ihn mit dem Buche auf den Knien und weinend, was, ich muß es gestehen, mich sehr überraschte. Er hatte sich folgender Verse erinnert:

O unglücksel'ge Menschheit,
Die Ruhe ist dir nicht beschieden;
Erst dann lernst du sie kennen,
Wenn du den Grabesstaub geschluckt . . .
Wie bitter, ach, ist diese Ruh!
Ihr Toten, ruhet — weint, ihr Lebenden!

Diese Verslein waren das Werl eines gewissen Gormitsch-Gormitzki, eines fahrenden Poeten, den Telegin in sein Haus aufgenommen hatte, weil er ihm den Eindruck eines zartfühlenden, ja sogar empfindlichen Mannes zu machen schien. Dieser Dichter trug Schnürschuhe, sprach mit kleinrussischem Accent und stieß oft, die Augen gen Himmel gerichtet, leise Seufzer aus. Zu all diesen Vorzügen kam noch, daß Gormitsch-Gormitzki als Zögling einer Jesuitenanstalt leidlich französisch sprach, während Telegin es nur »verstand«. Aber als dieser feinfühligte Mann eines Tages sinnlos betrunken aus einer Schenke kam, lieferte er Beweise einer unerhörten Gewaltthätigkeit: er prügelte nicht bloß Telegins Kammerdiener bis aufs Blut, sondern auch seinen Koch, zwei zufällig herbeigeeilte Wäscherinnen und sogar einen fremden, im Hause anwesenden Tischler; außerdem zertrümmerte er eine große Anzahl Fensterscheiben; und dabei schrie er wütend: »Wartet nur,

ich werd' euch aufspielen, ihr russischen Tagediebe, ihr ungehobelten Klötze!«

Und welche Kraft in diesem armseligen Wesen steckte! Acht Menschen waren nötig, um mit ihm fertig zu werden! Als er endlich gebändigt war, befahl Telegin, den Dichter aus dem Hause zu jagen, nachdem er ihn zuvor innaturalibus in den Schnee hatte setzen lassen (es war im Winter), um ihn wieder nüchtern zu machen . . .

»Ja ja,« sagte Telegin oft, »meine Zeit ist vorüber; ich bin ein gutes Roß gewesen; jetzt bin ich abgetrieben. Schau, ich habe mir auf eigne Kosten Dichter gehalten, ich habe den Juden Gemälde und Bücher abgekauft, und meine Gänse waren ebenso schön wie die des Muchanoff, auch habe ich ächte Purzeltauben mit thonfarbenem Gefieder gehabt . . . Alles Hab' ich gehabt! Und doch bin ich nie ein Hundeliebhaber gewesen, weil sich das mit der Trunksucht, Unsauberkeit und Roheit paart. Ich war ein wilder, unbändiger Bursch. Und Welch ein herrliches Gestüt ich hatte! Und wovon glaubst du, daß sie abstammten, meine Pferde? Von den berühmten Rossen des Zaren Iwan Alexejewitsch, des Bruders Peters des Großen! . . . Ja ja, wie ich dir sage! Alle meine Zuchthengste waren Brandfuchse; ihre Mähnen reichten bis zum Knie, die Schweife bis zur Erde — wahre Löwen! . . . Und das alles ist verschwunden, es ist Gras darüber gewachsen. Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist nur Eitelkeit! . . . Indes, wozu mit Bedauern auf dies alles

zurückblicken? Jedem Menschen ist sein Geschick vorgezeichnet. Höher als bis zum Himmel kann man nicht fliegen und weder im Wasser leben noch es vermeiden, daß man eines Tages unter der Erde liegt . . . Schlagen wir uns durchs Leben, so gut es gehen will!«

Und der gute alte Mann begann wieder zu lächeln und nahm sich eine Prise spanischen Tabak.

Die Bauern liebten ihn: er wäre ein guter »Barin«, sagten sie, der sie seinen Zorn nicht fühlen ließe. Aber auch sie verglichen ihn mit einem abgetriebenen Pferde. Früher überwachte er alles selbst; er besichtigte die Felder, die Korn- und die Oelmühle und die Speicher; er warf einen Blick in die Bauernhütten; jedermann kannte seine mit rotem Samte behangene Renndroschke, bespannt mit einem großen Pferde aus demselben berühmten Gestüte, das mitten auf der Stirn einen großen Stern hatte und von dem Volke »Laterne« genannt wurde. Die Zügel um die Hände geschlungen, lenkte Telegin es immer selbst. Aber als der Greis sein siebzigstes Jahr vollendet hatte, entsagte er alledem; die Verwaltung seines Gutes vertraute er dem Burmister (Schultheiß, Dorfschulzen) Antip an, vor dem er sich im geheimen fürchtete und den er Mikromegas — eine Erinnerung an Voltaire — oder sogar schlechtweg »Spitzbube« nannte.

»Nun, Spitzbube, was gibts Neues? Hast du deinen Speicher gut versorgt?« sagte er oft lächelnd zu ihm, indem er ihn anblickte.

»Alles, was ich besitze, verdanke ich Ihrer Güte,« antwortete Antip fröhlich.

»Güte, Güte . . . Aber nimm dich in acht, Mikromegas! Laß dirs nicht einfallen, die Bauern, mein? Unterthanen »da draußen« auch nur mit der Fingerspitze zu berühren! Wenn sie sich beklagen — siehst du diesen Stock? Mit dem wirst du dann Bekanntschaft machen!«

»Ihren Stock, Väterchen Alexis Sergejewitsch, vergesse ich niemals,« antwortete Antip- Mikromegas, sich liebevoll den Bart streichelnd.

»Sehr schön; vergiß ihn nur ja nicht.«

Und der Barin und der Burmister lachten sich gegenseitig ins Gesicht.

Die Hofleibeigenen und im Allgemeinen alle seine »Unterthanen« — wie er seine Leibeigenen zu nennen liebte — behandelte er mit großer Milde. »Denn im Grunde, lieber Neffe, besitzen sie für ihre Person gar nichts als etwa das Krenz, das sie am Halse tragen — und das ist noch von Kupfer; nach fremdem Gut wagen sie nicht zu begehren . . . Woher sollen sie den Verstand haben, sich gut aufzuführen?«

Selbstverständlich dachte in jener Zeit noch niemand an die Aufhebung der Leibeigenschaft, und so konnte diese Frage Telegin auch nicht beunruhigen. Er regierte seine »Unterthanen« sehr gelassen; aber streng tadelte er die schlechten Herren, welche er »die Feinde seines

Standes« nannte. Und wenn einer von ihnen hart und tyrannisch gegen seine »Unterthanen« war, erklärte er ihn als einen Missethäter vor Gott und den Menschen.

Ja, die Hofleibeigenen hatten ein angenehmes Leben bei Telegin; »die Unterthanen da draußen« waren natürlich weniger glücklich gestellt, trotz des Stockes, mit dem er Mikromegas bedrohte.

Es war eine wahre Armee, all diese Hofleibeigenen — zum größten Teil alte, lang haarige, abgemagerte, knurrende, gebückt gehende Gestalten, die in lange Nankingröcke gewickelt waren und einen beißenden scharfen Duft verbreiteten. Was den weiblichen Teil betraf, so war es ein ewiges Stampfen nackter Füße und ein betäubendes Klatschen von Weiberröcken.

Der erste Kammerdiener hieß Irinarch. Sein Herr nannte ihn stets bei seinem Namen, indem er langsam jede Silbe betonte: I - ri- arch! Wenn er die Andern anrief, so sagte er einfach: »Heda, Kleiner!« oder: »Holla, du Spitzbube!« oder: »Wer von meinen Unterthanen ist da?« Schellen und Klingeln waren ihm verhaßt. »Das ist ja, als wenn man, Gott verzeih mir, in einer Schenke wäre!« sagte er. Was mich immer sehr wunderte, war, daß sein Kammerdiener, er mochte ihn rufen, wann er wollte, augenblicklich erschien, als wenn er aus dem Boden emporgewachsen wäre, und daß er immer mit zusammengezogenen Hacken und den Händen auf dem Rücken mit mürrischer, fast boshafter Miene vor

seinem Herrn stand. Aber, welch ein eifriger Diener war er!

Telegin übte die Wohlthätigkeit in einem weit größern Maßstabe, als es ihm sein Vermögen erlaubte; aber er hatte es nicht gern, daß man ihn Wohlthäter nannte. »Wozu denn Wohlthäter, mein geehrter Herr? Mir, nicht Ihnen erweise ich eine Wohlthat!« Wenn er in Zorn oder Entrüstung geriet, sagte er zu Jedermann »Sie«.

»Wenn ein Armer dich um ein Almosen bittet,« pflegte er zu sagen, »so gib es ihm einmal, zweimal, dreimal. . . Kommt er zum vierten Mal, gib ihm auch dann etwas, aber füge hinzu: »Guter Freund, versuche jetzt mit etwas andern, zu arbeiten als mit dem Munde.«

»Aber, lieber Onkel, wenn er trotzdem zum fünften Mal kommt?«

»Na, so gib ihm auch zum fünften Mal etwas.«

Wenn Kranke ihn um Hilfe angingen, so ließ er sie auf seine Kosten behandeln, obgleich er zu den Aerzten kein Vertrauen hatte und für sich selbst niemals einen holen ließ.

»Meine selige Mutter,« versicherte er, »kurierte alle Krankheiten mit salzigem Olivenöl, bald innerlich bald äußerlich, und ihre Kuren waren alle von gutem Erfolg gekrönt. Und weißt du, was für eine Frau meine Mutter war? Sie war zur Zeit Peters des Ersten geboren! Danach urteile!«

Telegin war in allem ein ächter Russe: er liebte nur russische Küche und russische Lieder. Die Ziehharmonika verabscheute er als eine »Fabrikantenerfindung«. Gern sah er den Reigentänzen der Bauernmädchen und der jungen Frauen zu: in seiner Jugend, erzählte er, sei er ein tüchtiger Sänger gewesen, und im Tanzen habe es ihm niemand zuvorgethan. Auch liebte er Dampfbäder: aber sie mußten so heiß sein, daß Irinarch, der ihn dann bediente, jedesmal so rot »wie eine neue kupferne Bildsäule« wieder zum Vorschein kam und sagte: »Na, diesmal bin ich, Irinarch Tolobejeff, noch mit dem Leben davon gekommen! . . . Aber was wird mir das nächste Mal passieren?«

Telegin sprach ein ausgezeichnetes, etwas altmodisches, aber geschmackvolles und reines Russisch, und er hatte die Gewohnheit, seine Rede gelegentlich mit gewissen Lieblingsausdrücken wie »Auf Ehre, Gott helfe mir« u. s. w. zu würzen.

Doch genug von ihm. Sprechen wir jetzt von seiner Frau Melanie Pawlowna.

II.

Melanie Pawlowna.

Melanie Pawlowna war zu Moskau geboren. Durch ihre Schönheit hatte sie sich den Beinamen »die Venus von Moskau« erworben. Als ich sie zum ersten Mal sah, war sie bereits eine alte magere Frau mit feinen aber unbedeutenden Zügen. Ihr Mund mit den leicht gebogenen Hasenzähnen war sehr klein; über ihre Stirn hing eine Menge kleiner gelber Locken herab und ihre Augenbrauen waren gefärbt. Sie trug beständig eine pyramidenförmige Haube mit rosa Bändern, um den Hals einen hohen Kragen, ein kurzes weißes Kleid und Schuhe mit roten Hacken. Ueber dem Kleide trug sie ein Leibchen aus hellblauem Atlas, dessen rechter Aermel frei über die Schulter herabhing. Just ein solches Kostüm hatte sie am Sankt-Peterstage des Jahres 1780 getragen! An diesem Tage nämlich hatte sie sich als junges Mädchen mit ihren Eltern nach dem Chodeskofelde begeben, um dem berühmten von dem Grafen Orloff veranstalteten Faustkampfe beizuwohnen.

»Und als der Graf Alexis Orloff mich bemerkte« — (Ach, wie oft hat sie mir diese Geschichte erzählt!) — »als der Graf Orloff mich bemerkte, trat er auf mich zu, machte eine tiefe Verbeugung, nahm den Hut in beide

Hände und sprach also: ›Wundervolle Schönheit‹ sagte er, ›warum läßt du diesen Aermel über deine herrliche Schulter herabhängen? Möchtest du vielleicht auch einen Faustkampf versuchen? . . . Es sei! Aber das sag' ich dir zum voraus: du hast mich schon besiegt — ich ergebe mich! — ich bin dein Gefangener! . . .‹ Und alle, die um uns herumstanden, sahen uns an und wunderten sich.«

Und seit jenem Tage hatte sie beständig dieses selbe Kostüm getragen.

»Nur diese Haube hatte ich damals nicht auf, sondern einen Hut *à la bergère de Trianon*, und obgleich ich gepudert war, so glänzte und schimmerte doch mein Haar wie Gold.«

Melanie Pawlowna war, wie man zu sagen pflegt, dumm bis zur Heiligkeit. Sie plauderte vom hundertsten ins tausendste, ohne selbst recht zu wissen, was sie alles sprach — und zwar fast immer vom Grafen Orloff: Orloff war gewissermaßen der Hauptgedanke ihres Gebens geworden.

Wenn sie irgendwo in ein Zimmer trat, so schwamm sie mehr als sie ging, wobei sie gleichförmig, wie ein Pfau, den Kopf bewegte und dann mitten im Zimmer stehen blieb, indem sie den einen Fuß in seltsamer Weise heraussetzte und mit zwei Fingern das Ende des freihängenden Aermels festhielt — eine Pose, welche wahrscheinlich dem Grafen Orloff einmal ebenfalls sehr

gefallen hatte — und schaute, wie es sich für eine Schönheit ziemt, mit verächtlich-stolzen Blicken um sich, — ja bisweilen warf sie sogar mit einem unhöflichen ›Was soll das!‹ um sich, als wenn irgend ein seufzender Kavalier sie mit seinen Komplimenten belästigt hätte, worauf sie dann, die Hacken aneinander schlagend und die Schultern in die Höhe ziehend, plötzlich verschwand.

Sie schnupfte ebenfalls spanischen Tabak, den sie mit einem kleinen goldenen Löffelchen aus einer zierlichen Tabatiere nahm, und von Zeit zu Zeit, namentlich, wenn sie ein neues Gesicht bemerkte, hielt sie, um ihre zierliche weiße Hand mit dem aufgehobenen kleinen Finger zeigen zu können, eine Doppellorgnette — nicht vor die Augen (denn sie konnte ausgezeichnet sehen), sondern an die Nase.

Wie oft hat mir Melanie Pawlowna ihre Trauung in der Himmelfahrtskirche — einer der schönsten Kirchen! — geschildert; und wie ganz Moskau zugegen gewesen . . . »Welch entsetzliches Gedränge! Vierspännige Wagen, vergoldete Karossen . . . und Schnellläufer — der des Grafen Sawadowski fiel sogar unter die Räder . . . Und der Erzbischof selbst traute uns! Und welche eine Rede er hielt! Alle weinten; wohin ich auch blickte — Thränen, nichts als Thränen! . . . und die Pferde des Generalgouverneurs waren tigerfarbig . . . und welche Menge von Blumen! . . . wir wurden förmlich damit überschüttet! Und bei dieser Gelegenheit nahm sich ein

sehr, sehr reicher Fremder aus Liebe das Leben — und der Graf Orloff war ebenfalls bei der Trauung zugegen . . . er näherte sich meinem Manne, gratulierte ihm und nannte ihn den glücklichsten Sterblichen . . . ›Du bist der glücklichste Sterbliche, mein Lieber, obgleich du ein Taugenichts bist!‹ sagte er. — Und wie zur Antwort auf diese Worte machte mein Mann eine wunderbar zierliche Verbeugung und schwenkte seine Hutfeder auf den Boden von links nach rechts, als hatte er sagen wollen: ›Euer Hoheit, jetzt gibt es zwischen Ihnen und meiner Frau eine Linie, die Sie nicht überschreiten werden!‹ — Und Graf Orloff begriff das sofort und belobte ihn . . . O, welch ein Mann das war, welch ein Mann . . . Ein anderes Mal war ich mit Alexis — es war nach meiner Verheiratung — von ihm zu Balle geladen, und welch wundervolle Brillantknöpfe er hatte! Und ich konnte mich nicht enthalten, ihm deshalb mein Kompliment zumachen: ›Welch wundervolle Brillanten Sie haben, Herr Graf!‹ sagte ich. — Da nahm er ein Messer vom Tisch, schnitt einen der Knöpfe ab und präsentierte ihn mir mit den Worten: ›Ihre Augen, mein Täubchen, sind hundertmal schöner als die schönsten Brillanten; stellen Sie sich nur vor den Spiegel und vergleichen Sie!‹ — Und ich trat vor den Spiegel, und er stellte sich neben mich und sagte: Nun, wer hat recht? Und er wandte die Augen gar nicht von mir; er sah mich so aufmerksam von allen Seiten an! Und Alexis, mein Mann, ward so

unruhig; aber ich sagte zu ihm: ›Alexis‹ sagte ich, ›bitte, beunruhige dich nicht; du sollt'st mich doch besser kennen!‹ — Und er antwortete mir: ›Sei nur unbesorgt, Melanie!‹ — Und diese selben Brillanten befinden sich jetzt um das Medaillon des Grafen Orloff, das ich noch besitze, — du wirst bemerkt haben, mein lieber Neffe, daß ich es an den Festtagen an der Schulter trage: am Bande des Sankt-Georgsordens; denn er war ein sehr tapferer Held, ein echter Sankt-Georgsritter — er hat die Türken verbrannt!«⁴

Bei alledem war Melanie Pawlowna eine ausgezeichnete Frau, namentlich gab sie sich leicht mit allem zufrieden. »Es liegt nicht in ihrer Art, einen Menschen zu quälen und zu peinigen,« sagten die Dienstmädchen von ihr.

Melanie Pawlowna hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für alles Süße, und eine alte Frau, welche ausschließlich mit der Bereitung von Eingemachtem und Kuchen beauftragt war und deshalb »die Küchenfrau« genannt wurde, brachte ihr wohl zehnmal des Tages auf einem kleinen chinesischen Teller bald verzuckerte Rosenblätter, bald Honigberberitze, bald ein Sorbet aus Ananas.

Sie fürchtete sich vor der Einsamkeit — »wegen der schrecklichen Gedanken, die einen dann überkommen« — und war deshalb fast immer von Schmarotzern umgeben, zu denen sie in eindringlichem Tone sprach:

»Aber so redet doch, sagt doch irgend etwas, sitzt doch nicht immer da, als wolltet ihr nur eure Plätze wärmen!« — und die Schmarotzer fingen sofort an zu schnattern wie Kanarienvögel.

Eben so fromm wie ihr Mann, liebte sie es ganz besonders viel zu beten; aber da sie nach ihrer Behauptung nicht gelernt hatte, Gebete gut zu lesen, so hielt sie sich zu diesem Zweck eine fromme Frau, die Witwe des Küsters, welche so »geschmackvoll« zu beten verstand! Sie betete ohne Unterlaß bis ins Unendliche. Und in der Thai verstand diese Küsterswitwe die Gebete in einem Zuge herzusagen, ohne sich auch mir während des Atemholens zu unterbrechen — und Melanie Pawlowna hörte ihr aufmerksam zu und war ganz Inbrunst.

Sie hatte noch eine andre arme Witwe um sich; diese mußte ihr während der Nacht Märchen erzähle«, — »aber nur alte,« bat Melanie Pawlowna, »die, welche ich schon kenne; die neuen sind alle erlogen.«

Sie war sehr leichtsinnig, und manchmal auch argwöhnisch: zuweilen hatte sie plötzlich die wunderlichsten Einfälle! So mochte sie z. B. den Zwerg Janus nicht leiden; sie bildete sich immer ein, er würde ihr eines schönen Tages unversehens zurufen: »Wissen Sie denn nicht, wer ich bin? Ich bin der Fürst der Burjäten! Sie haben mir zu gehorchen!« — und in melancholischen Augenblicken befürchtete sie, Janus

könnte das Haus in Brand stecken.

Melanie Pawlowna wetteiferte mit ihrem Manne an Freigebigkeit; aber niemals verschenkte sie Geld, — um ihre feine zarte Hand nicht zu beschmutzen — sondern Taschentücher, Ohrenringe, Kleider und Bänder; oder sie schickte dem Betreffenden von ihrem Tische ein Stück Kuchen oder Braten oder ein Glas Wein. An den Festtagen bewirtete sie gern die alten Frauen im Dorfe und bat sie zu tanzen, während sie selbst mit den Hacken den Takt schlug und eine Tanzstellung einnahm.

Telegin wußte sehr wohl, daß seine Frau dumm war: aber gleich vom ersten Jahre ihrer Verheiratung an hatte er sich den Anschein gegeben, als glaubte er, sie habe eine sehr scharfe Zunge und liebe es, mit spitzen boshafte Worten um sich zu werfen. Wenn sie allzusehr ins Gelag hinein redete, pflegte er ihr mit dem kleinen Finger zu drohen und zu sagen: »O, diese kleine boshafte Zunge? ! Im Jenseits wird sie dafür büßen müssen! Man wird sie mit einer glühenden Nadel durchbohren!«

Melanie Pawlowna fühlte sich durch diese Worte durchaus nicht beleidigt; im Gegenteil, sie empfand etwas wie eine geheime Genugthuung darüber: »Nun,« schien sie zu sagen, »ist es meine Schuld, daß ich geistreich bin?« Ihren Mann vergötterte sie förmlich, und während ihres ganzen Gebens war sie das Muster ehelicher Treue gewesen; und doch hatte auch sie einen »Gegenstand« gehabt. Es war dies ein junger Cousin, ein Husar, der, wie

sie sich einbildete, ihretwegen im Duell gefallen, aber glaubwürdigen Nachrichten zufolge an einem Schläge gestorben war, den er bei einem Streit in der Schenke mit dem Billardstock an den Kopf erhalten hatte. In einer geheimen Lade bewahrte sie noch das Aquarellbild ihres »Gegenstandes«, und Melanie Pawlowna errötete bis an die Ohren, so oft der Name Kapiton genannt wurde — so hatte der »Gegenstand« geheißen —, während Telegin eine finstere Miene annahm, ihr mit dem kleinen Finger drohte und sagte: »Traue dem Pferde nicht auf dem Felde und der Frau nicht im Hause. Hm, dieser Kapiton scheint mir ein kleiner Kupido gewesen zu sein!« — dann sprang Melanie Pawlowna heftig auf und rief: »Alexis, schämst du dich nicht! — Alexis! Ich bin überzeugt, in deiner Jugend hast du selbst verschiedene junge Damen umflattert, und da bildest du dir ein . . . « — »Nun, nun, Melanchen,« unterbrach sie Telegin lächelnd, »beruhige dich nur, dein Kleid ist weiß, aber deine Seele ist noch weißer!« — »Ja, noch weißer, Alexis, noch weißer!« — »O, diese kleine Zunge; auf Ehre, diese kleine Zunge!« wiederholte ihr Alexis und tätschelte ihr die Hand.

Bon den »Ueberzeugungen« Melanie Pawlownas zu sprechen wäre noch weniger angebracht, als wenn ich mich über die »Ueberzeugungen« ihres Mannes verbreiten wollte. Indes war ich doch eines Tages Zeuge eines seltsamen Ausbruches verhaltener Gefühle bei meiner Tante. Von ungefähr erwähnte ich in einem

Gespräche des bekannten Scheskowsti. Melanie Pawlowna erbleichte plötzlich — sie ward geradezu leichenblaß und grün, trotz des aufgelegten Weiß und Rot, und mit dumpfer, vollkommen aufrichtiger Stimme sagte sie — (was sehr selten bei ihr der Fall war, denn in der Regel sprach sie in etwas affektiert schnarrendem Ton): »Ach, warum hast du das gesagt! Und noch spät am Abend! Sprich diesen Namen nie wieder aus!« Ich war sehr erstaunt: welche Bedeutung konnte denn dieser Name für ein so unschuldiges Wesen haben, das etwas Unerlaubtes nicht bloß nicht zu begehen, sondern nicht einmal zu denken vermochte? . . . Dieser fast nach einem halben Jahrhundert sich offenbarende Schrecken brachte mich auf eigentümliche, nicht sehr fröhliche Gedanken.

* *
*

Telegin starb im achtundachtzigsten Jahre seines Lebens, im Jahr 1848, dessen Ereignisse allem Anschein nach sogar ihn in Aufregung versetzten. Sein Tod erfolgte unter ziemlich eigentümlichen Umständen. Am Morgen fühlte er sich noch ganz wohl, obschon er seit längerer Zeit seinen Sessel niemals mehr verlassen hatte. Plötzlich ruft er seine Frau zu sich:

»Liebe Melanie, komm doch einmal her.«

»Was gibt es, Alexis?«

»Meine Todesstunde ist gekommen, mein Täubchen — das gibt es.«

»Der liebe Gott beschütze dich, Alexis! Aber warum denn?«

»Warum? Zunächst und vor allem muß man vom lieben Gott nicht zu viel verlangen; und dann: seit heute früh betrachte ich mir meine Füße . . . das sind ganz fremde Füße! Dann meine Hände — ebenfalls ganz fremde Hände! Darauf beseh' ich mir die Brust — auch die Brust ist nicht mein! . . . Das bedeutet: es ist nicht mehr mein Leib. Laß den Popen holen; vorläufig aber lege mich in mein Bettchen, von welchem ich nicht mehr aufstehen werde.«

So erschreckt Melanie Pawlowna auch war, brachte sie den Greis doch zu Bett und schickte dann nach dem Popen.

Telegin beichtete, empfing das Abendmahl, nahm von allen im Hause Abschied und schlummerte ein. Melanie Pawlowna saß an seinem Bett.

»Alexis,« rief sie plötzlich, »erschrecke mich nicht, mache die Augen nicht zu! Wo thut dirs weh?«

Der Greis richtete die Augen auf seine Frau.

»Es thut mir nirgends weh . . '. nur wirds mir schwer . . . sehr schwer . . . zu atmen. . . .« Und dann fuhr er nach einigem Schweigen fort:

»Melanchen, meine letzte Stunde ist gekommen . . .

erinnerst du dich . . . als wir getraut wurden . . . welches hübsches Pärchen wir waren?«

»Ja, mein liebster Alexis, mein Schatz!«

Wiederum schweig der Greis einen Augenblick.

»Melanchen . . . nicht wahr, in der andern Welt sehen wir uns wieder?«

»Ich werde den lieben Gott darum bitten, Alexis.«

Und die alte arme Frau brach in Thränen aus.

»Weine nicht, du dummes liebes Weibchen; der liebe Gott wird uns dort sicherlich verjüngen . . . und wir werden dann wieder ein Liebespärchen!«

»Gewiß, er wird uns wieder jung machen, Alexis!«

»Dem lieben Gott ist nichts unmöglich,« bemerkte Telegin, »Er vermag Wunder zu wirken . . . vielleicht gibt er dir auch etwas Verstand . . . nun, nun, mein Herzchen, ich scherzte nur; reich' mir dein Händchen, damit ichs küsse.«

»Und gib du mir die deine.«

Und die beiden guten Alten küßten sich gegenseitig die Hand.

Telegin beruhigte sich und schlummerte wieder ein. Melanie Pawlowna betrachtete ihn zärtlich und wischte sich mit der Fingerspitze die Thränen fort, welche an den Wimpern hängen geblieben waren. So vergingen zwei Stunden.

»Schläft er?« flüsterte plötzlich eine Stimme.

Es war die alte Küsterswitwe, welche so gut zu beten verstand. Bisher hatte sie sich hinter Irinarch versteckt, der unbeweglich wie eine Säule an der Thür stand und unverwandt die Augen auf seinen sterbenden Herrn gerichtet hielt.

»Er schläft,« murmelte Melanie Pawlowna.

Aber plötzlich schlug Telegin die Augen auf.

»Meine treue Lebensgefährtin,« stammelte er, »meine verehrte Gattin, auf den Knien möchte ich dir für all deine Liebe und Treue danken . . . aber wie soll ich aufstehen? Laß mich dich wenigstens segnen!«

Melanie Pawlowna näherte sich und neigte das Haupt . . . Aber die bereits erhobene Hand fiel kraftlos auf die Decke zurück und nach einigen Augenblicken war Telegin verschieden . . .

Die Töchter und deren Gatten konnten nur noch zum Begräbnis kommen. Sie hatten alle beide keine Kinder. Telegin hatte sie in seinem Testament nicht vergessen, wengleich er ihrer auf seinem Sterbelager nicht gedacht hatte. »Mein Herz hat sich ihnen verschlossen,« hatte er mir eines Tages gesagt; und da ich seine Gute kannte, hatte ich mich über seine Worte sehr gewundert. Es ist schwer, sich zwischen Eltern und Kindern zum Richter aufzuwerfen. »Eine große Schlucht beginnt mit einem kleinen Spalt,« hatte mir Telegin mit einer Anspielung auf dieses Verhältnis ein anderes Mal gesagt; »eine zwei

Fuß lange Wunde vernarbt, aber rei dir auch nur einen Nagel aus — er wächst nicht wieder.«

Ich glaube, daß die Töchter sich ihrer alten Eltern, die sie ein wenig wunderlich finden mochten, geschämt hatten.

Vier Wochen später war Melanie Pawlowna ebenfalls gestorben. Seit dem Todestage ihres Mannes hatte sie sich so zu sagen nicht wieder erhoben und niemals wieder Toilette gemacht. Aber als man sie für den Friedhof schmückte, zogen sie ihr das blaue Leibchen an und hingen ihr das Medaillon des Grafen Orloff um den Hals — allerdings ohne die Brillanten. Die Töchter hatten dieselben unter dem Vorwande, den Rahmen eines Bildes damit schmücken zu wollen, an sich genommen; in Wirklichkeit jedoch schmückten sie nur ihre eigene Person damit.

Die beiden guten Alten stehen mir noch jetzt wie lebende Wesen vor Augen, und ich habe ihnen stets ein warmes Andenken bewahrt.

III.

Iwan Suchich.

Während meines letzten Besuches — ich war bereits Student — ereignete sich ein Vorfall, der eine gewisse Dissonanz in den patriarchalisch-harmonischen Eindruck brachte, den Telegins Haus auf mich gemacht hatte.

Unter dem Hofgesinde befand sich ein gewisser Iwan mit dem Beinamen »Suchich«. Es war ein ganz kleiner lebhafter Mann mit kurzer Nase, lockigem Haar, einem ewig lächelnden Kindergesicht und Mäuseaugen. Er war ein großer Schwätzer und Spaßmacher; er verstand alle möglichen Kunststücke, verfertigte Raketen und Papierdrachen, spielte alle Spiele, konnte auf einem galoppierenden Pferde aufrecht stehen, schwang sich mit der Schaukel höher als alle andern, ja er konnte sogar chinesische Schatten darstellen. Niemand verstand so wie er die Kinder zu ergötzen, und er hätte gern ganze Tage mit ihnen zugebracht. Wenn ihn die Lachlust ankam, ward es im ganzen Hause lebendig: bald hier bald dort erklang dann wie ein Echo fröhliches Gelächter; er steckte alle mit seiner Lustigkeit an. Man schimpfte auf ihn, aber man lachte.

Ganz wunderbar konnte Iwan tanzen, namentlich den

»kleinen Fischtanz«. Sobald der Chor die Tanzweise anstimmte, stellte sich der kleine Bursch mitten in den Kreis und begann sich zu drehen, zu springen und mit den Füßen zu stampfen; dann warf er sich plötzlich zur Erde und ahmte die Zuckungen eines aufs Trockene geworfenen Fisches nach, wobei er sich derart krümmte, daß die Hacken sich mit dem Nacken berührten; dann sprang er mit einem Mal wieder auf — es war, als ob die Erde unter ihm erbebe!

Wie bereits erwähnt, war Telegin ein großer Freund von Tänzen. Manchmal geschah es, daß er plötzlich ausrief:

»Heda, Iwan! Komm mal her! Tanze uns einmal schleunigst den Kleinen Fisch! — munter, lebhaft!« Und nach einer Minute murmelte er bereits ganz begeistert: »Ach, ist das ein lustiger Bursch!«

Und da kommt während meines letzten Besuches dieser selbe Iwan plötzlich zu mir ins Zimmer und fällt ohne ein Wort zu sagen vor mir auf die Kniee.

»Aber, Iwan, was hast du denn?«

»Retten Sie mich, Herr!«

»Dich retten! Was soll das bedeuten?«

Und nun erzählte mir Iwan sein Leid.

Vor zwanzig Jahren war er von seinem Herrn, einem gewissen Suchich, gegen einen Leibeigenen Telegins eingetauscht worden. Der Handel ward in

freundschaftlicher Weise abgeschlossen, ohne alle Formalitäten und Papiere. Der Bauer, den man statt seiner hingegeben, starb, und die Suchichs hatten Iwan vollständig vergessen; er blieb als Leibeigener in Telegins Hause; nur der Beiname Suchich erinnerte noch an seine Herkunft. Aber da starben seine früheren Herren ebenfalls; ihr Gut fiel in fremde Hände, und der neue Besitzer, der im Rufe eines grausamen tyrannischen Menschen stand, forderte, als er erfuhr, daß einer seiner Leibeigenen sich ohne jeden formalen Rechtsgrund bei Telegin befinde, den Iwan zurück. Für den Fall einer Weigerung drohte er mit dem Gericht und einer Entschädigungsklage. Es war dies keine leere Drohung, denn er war Geheimrat und hatte als solcher einen bedeutenden Einfluß im Gouvernement. Iwan, von großem Schrecken ergriffen, wandte sich an Telegin. Der Greis hatte herzliches Mitleid mit seinem Tänzer, er machte dem Geheimrat den Vorschlag, ihm Iwan für eine bedeutende Summe abzukaufen; aber der Geheimrat wollte sich auf nichts einlassen; er war ein Kleinrusse und hartnäckig wie der Teufel. Es blieb nichts anderes übrig, als den armen Burschen herauszugeben.

»Hier bin ich festgewachsen, an dies Gut habe ich mich gewöhnt, hier habe ich gedient, hier habe ich mein Brot gegessen und hier möchte ich auch sterben,« sagte Iwan zu mir.

Sein Gesicht hatte gar nichts Lächerliches mehr; im

Gegenteil, es war wie versteinert.

»Und nun soll ich zu diesem Bösewicht gehen! . . . Bin ich denn ein Hund, daß man mich mit dem Strick um den Hals von einem Hundestall zum andern bringen kann? . . . »Da hast du das!« Retten Sie mich, Herr; verwenden Sie sich bei Ihrem Oheim für mich — bedenken Sie, wie ich Euch alle immer belustigt habe . . . Sonst wird es schlimm; sonst nimmt es ein böses Ende!«

»Was meinst du damit, Iwan?«

»Ich werde jenen Barin ermorden. Ich werde hingehen und so zu ihm sagen: Barin, lassen Sie mich zurückkehren; wenn nicht, so hüten Sie sich — dann ermord' ich Sie!«

Wenn ein Fink oder Zeisig plötzlich zu reden angefangen hätte, um mich zu versichern, er würde einen andern Vogel mit dem Schnabel ermorden — ich würde nicht in größeres Erstaunen geraten sein! . . . Wie, der kleine Iwan, dieser Tänzer und Lustigmacher und fröhliche Gesell, dieser Liebling der Kinder — und selbst ein Kind — dieses gutmütige harmlose Geschöpf konnte ein Mörder werden! Welch Abgeschmacktheit! Ich glaubte nicht einen Augenblick, daß er im Ernst redete; es erschien mir schon im höchsten Grade seltsam, daß er ein solches Wort auch nur über die Lippen bringen konnte!

Indes wandte ich mich doch an Telegin. Ich teilte ihm nicht mit, was mir Iwan gesagt hatte, bat ihn jedoch

dringend, irgend ein Mittel zu finden, um diese Sache in der Güte zu ordnen.

»Mein lieber Junge,« antwortete mir der Greis, »ich thäte es mit der größten Freude, — aber wie? Ich habe diesem Chochol⁵ eine bedeutende Summe angeboten, dreihundert Rubel — ja, ja, auf meine Ehre: ganze dreihundert Rubel! Aber er wollte von nichts wissen. Was soll ich nun machen? Wir hatten die Sache ohne die gesetzlichen Formalitäten abgemacht, nach gutem altem Brauch, auf Treu und Glauben. . . und so ists uns bekommen! Dieser nichtswürdige Mensch wird Iwan mit Gewalt an sich reißen — er hat einen langen Arm, der Gouverneur ist mit ihm ein Herz und eine Seele — er wird uns Soldaten auf den Hals schicken! Und Soldaten — davor habe ich Angst! Früher, ha früher, als ich noch jung war, da hätt' ich Iwan bis aufs äußerste verteidigt: aber jetzt — schau, Welch eine Ruine ich bin! Wahrlich, ein schöner Krieger!«

In der That hatte ich bei meinem letzten Besuch Telegin sehr gealtert gefunden: sogar seine Augäpfel hatten eine milchartige Farbe angenommen — ganz wie bei Neugeborenen — und das frühere selbstbewußte Lächeln um seinen Mund hatte einem eigentümlich mechanischen, süßlich-gezwungenen Lächeln Platz gemacht, welches selbst während des Schlafes nicht von den Gesichtern sehr hinfälliger alter Leute zu weichen pflegt.

Ich teilte Iwan Telegins Entscheidung mit. Lange Zeit stand er unbeweglich und schweigend da und schüttelte den Kopf.

»Nun,« sagte er endlich, »was einem beschieden ist, dem entgeht man nicht. Aber mein Wort werde ich halten. Jetzt bleibt mir nur noch eins übrig: den Rest meiner Tage ordentlich zu genießen . . . Barin, bitte, geben Sie mir eine Kleinigkeit zu einem Trunk.«

Ich gab ihm das Gewünschte. Er berauschte sich bis zur Sinnlosigkeit; und an demselben Tage tanzte er so ausgezeichnet den »kleinen Fisch«, daß die Mädchen und Frauen vor Entzücken kreischten.

Am folgenden Tage kehrte ich nach Hause zurück, und nach drei Monaten — ich befand mich bereits in Petersburg — erfuhr ich, daß Iwan sein Wort gehalten! . . . Man hatte ihn seinem neuen Herrn geschickt. Tiefer ließ ihn zu sich in sein Kabinet rufen und teilte ihm mit, daß er ihn zu seinem Kutscher bestimmt, daß er ihm sein Dreigespann, bestehend aus Rennern von Wjätka, anvertraue und ihn strenge bestrafen würde, wenn er seine Pferde schlecht behandle und überhaupt seinen Dienst nicht ordentlich versehe; »denn ich liebe nicht zu scherzen,« so schloß er seine Rede.

Iwan hörte seinen Herrn bis zu Ende an, dann fiel er vor ihm auf die Kniee und erklärte ihm, daß alles so geschehen würde, wie Seine Gnaden befehle, daß er aber

nicht sein Diener sein könne.

»Lassen Sie mich lieber als Bauer auf eigene Hand gegen Pachtzins Feldarbeit thun, Euer Wohlgeboren; oder machen Sie mich zum Soldaten; sonst wird bald ein Unglück geschehen.«

Der Barin wurde wütend.

»Ha, bist du so ein Bürschchen! In dieser Weise wagst du mit mir zu reden! Zunächst wisse, daß ich eine Exzellenz bin und nicht Wohlgeboren; und zweitens taugst du zur Feldarbeit nicht mehr und zum Soldaten bist du zu klein; endlich aber — womit erlaubst du dir zu drohen? Willst du vielleicht das Haus in Brand stecken?«

»Nein, Euer Exzellenz, das Haus werde ich nicht in Brand stecken.«

»Mich vielleicht töten, wie?«

Iwan schwieg eine Weile.

»Ich bin nicht Ihr Diener«, sprach er endlich.

»Ich werde dir beweisen,« brüllte der Barin, »daß du mein Diener bist!«

Er ließ Iwan grausam züchtigen, machte ihn aber trotzdem zu seinem Kutscher und befahl, ihm das Dreigespann anzuvertrauen.

Iwan unterwarf sich dem Anscheine nach und that alles, was ihm in seiner Eigenschaft als Kutscher oblag. Und da er ein wirklich vorzüglicher Kutscher war, so hatte er sich bald die Gunst seines Herrn erworben — um

so mehr, da sich Iwan sehr bescheiden und still benahm und seine Pferde dick und fett wurden: sie waren »rund wie Gurken« geworden, so daß es eine Freude war sie anzusehen. Der Barin ließ sich von ihm lieber als von allen anderen Kutschern fahren, und manchmal sagte er zu ihm:

»Na, Iwan, erinnerst du dich noch unseres ersten Gesprächs? Diese Dummheiten sind dir doch jetzt vergangen?«

Aber Iwan antwortete niemals auf diese Worte.

Eines Tages — es war um die Zeit der heiligen drei Könige — fuhr der Barin mit Iwan nach der Stadt, in einem von schellengeschmückten Pferden gezogenen und mit Teppichen ausgelegten Schlitten.

Als der Weg eine steile Anhöhe hinaufführte, gingen die Pferde im Schritt und Iwan stieg von seinem Sitz und trat hinter den Schlitten, als wollte er etwas aufheben.

Es war sehr kalt; der Barin hatte sich fest eingehüllt und sich die Bibernütze über die Ohren gezogen.

Iwan nahm ein Beil unter seinem Rocke hervor, näherte sich seinem Herrn von hinten, riß ihm die Mühe vom Kopf und sagte: »Peter Petrowitsch, ich hab's dir vorausgesagt; es ist deine eigene Schuld!« — und mit einem einzigen Schlage spaltete er ihm den Kopf.

Dann hielt er die Pferde an, setzte seinem toten Herrn die Mütze wieder auf den Kopf, stieg auf seinen Sitz und

fuhr nach der Stadt und gerade nach dem Gerichtsgebäude.

»Da ist der General,« sagte er; »er ist tot; ich habe ihn erschlagen. Ich hatt's ihm vorausgesagt, und ich habe Wort gehalten. Nehmt mich fest.«

Iwan wurde ergriffen, vor Gericht gestellt, zu Knutenhieben verurteilt und dann nach Sibirien geschickt.

Der fröhliche Tänzer, der lustige Fink wanderte in die Bergwerke, um für immer zu verschwinden . . .

Ja, unwillkürlich müssen wir — wenn auch in einem andern Sinne — mit Telegin wiederholen: »Es war eine gute Zeit — aber sprechen wir nicht mehr davon.«

- E n d e -

Anmerkungen

- 1 Das Original erschien vor kurzem im »Porjadok« unter dem Titel »Otrywki is wospominanij« (Bruchstücke aus meinen Erinnerungen). Es ist die neueste Arbeit des Dichters. D. Ü.
- 2 So wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts die russischen Freimaurer genannt. Es wurden, namentlich von den Machthabern, die schlimmsten Gerüchte über sie verbreitet.
- 3 Wenn in der »guten alten Zeit« ein ruinirter russischer Edelmann das Bedürfnis empfand, seine Vermögensverhältnisse wieder zu ordnen, so bewarb er sich beim Zaren um die Verwaltung eines Gouvernements. Seine nur ganz allgemein angedeuteten Pflichten, deren hauptsächlichste darin bestand, »Gerechtigkeit zu üben«, gestatteten ihm, in sehr kurzer Zeit sein Vermögen wiederherzustellen.
- 4 Anspielung auf die Seeschlacht bei Tschesmeh, in welcher die türkische Flotte von der russischen, deren nomineller Admiral Graf Orloff war, verbrannt wurde.
- 5 Zu deutsch Haarschopf: Spitzname der Kleinrussen.